



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meißner, Alfred: Aus der Jugendzeit der Grenzboten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lungen gefährlicher Art werden kann. Den Rumänen hat man eine Emancipation der in das Land eingezogenen Massen von Juden aufgenöthigt, welche die Bevölkerung auch jetzt noch, wo die Volksvertretung ihr die schlimmsten Spitzen abgebrochen hat, mit Ausfaugung und finanziellem Ruine bedroht. In Spanien endlich hat es auch in diesem Jahre wieder ein paar Krisen gegeben, aus denen neue Ministerien hervorgingen; da sie aber herkömmlich nur selbstüchtige Bestrebungen, Ehrgeiz, Jagen nach einträglichen Posten zur Hauptursache hatten und auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse des übrigen Europas keinen Einfluß übten, so würde ein auch nur kurzes Eingehen auf sie kein Interesse haben.

Ueerblicken wir das Gesagte noch einmal, so sieht der politische Horizont am Beginne des neuen Jahres im Wesentlichen klar und unbewölkt aus, und namentlich für Deutschland scheint eine Aera friedlichen Gedeihens heraufzuziehen. Wolle man sich dabei erinnern und bewußt bleiben, wessen Genie und Energie wir diese guten Aussichten vor allen andern zu danken haben.

Aus der Jugendzeit der Grenzboten.

Von Alfred Meißner.

„Grenzboten“ — Niemand von denen, die heute unsre grünen Blätter in die Hand bekommen, reflectirt wohl darüber, was ihr Name bedeute. Dennoch braucht man ihn nur anzusehen, um zu erkennen, daß er aus einer früheren Zeit herübergenommen ist. Es ist ein Name, dem ein leichter Anachronismus anhängt, wie wenn jemand, dem wir heute begegnen, Leberecht oder Fürchtegott hieße. Wir leben heute in der Zeit der Eisenbahnen, die Länder und Städte verbinden, die gewöhnliche Post regelt den normalen Verkehr, die Boten sind ziemlich abgeschafft, am wenigsten wandern sie heutzutage noch über die Grenze. Man sieht, es ist ein alter Name, dergleichen auch mancher Bau, manches Haus, das fest und ehrbar unter modernen Genossen steht, zu eigen hat; nur muß in dieser raschlebigen Zeit schon ein Antiquar herankommen, ihn zu erklären.

Achtunddreißig Jahre, eine lange Zeit, ist's her, daß das Blatt gegründet wurde und in die Genossenschaft der litterarisch-politischen Blätter eintrat, die damals den Geist der Epoche repräsentirten. Es ist, so viel ich weiß, aus jenen

Tagen das einzige noch fortbestehende Blatt. Das „Stuttgarter Morgenblatt“ — die „Zeitung für die elegante Welt“ — „Der Komet“ — der „Telegraph“ und wie sie alle hießen, sie sind nicht mehr. Die „Grenzboten“ bestehen noch, fast unverändert in äußerer Form, ja sie wandern in demselben grünen Kleide wie ehemals. Und ihr Name? Ein Oesterreicher hatte sie gegründet, und ihre Tendenz ging dahin, die Beziehungen Deutschlands mit Oesterreich zu vermitteln und den Oesterreichern insbesondere zu sagen, wie es bei ihnen stehe.

Oesterreich führte damals das Epitheton „das glückliche“, man konnte es aber ebensogut das unzufriedene nennen. Seine Cultur lag trotz aller Begünstigung der Natur tief darnieder, die häuerlichen Unterthanenverhältnisse bestanden noch in mittelalterlicher Form fort mit Robot und Zehnten. Der Adel war im Erbbesitz aller höheren amtlichen Stellungen im Lande, die Klöster waren im Zunehmen, die Unterrichtsverhältnisse so eng mit der Kirche verknüpft, daß nicht nur der Elementarunterricht und die Mittelschulen, sondern auch die höheren Unterrichtsanstalten von Geistlichen geleitet wurden. Vom Staatshaushalte war nichts bekannt, jede Controle fehlte, kein amtlicher Bericht gelangte an die Oeffentlichkeit. Alle Berührungen mit dem Auslande wurden vermieden, Pässe waren schwer zu erlangen, eine strenge Censur hielt alles unter Vormundschaft. Jeder Bewegung von unten herauf wurde entgegengearbeitet, jede, wo sie sich im Bereiche der oesterreichischen Machtsphäre zeigte, kräftig niedergeschmettert. Bald rückten die weißen Röcke im Kirchenstaate, halb in ein oder dem andern italienischen Fürstenthume ein. Sie standen auch in Mainz und in Raastadt, immer bereit, eine kleine Bundesexecution auszuführen. Der Territorialbestand der Monarchie hatte seit dem Wiener Congresse keine Alteration erfahren.

Der deutsche Stamm Oesterreichs, berufen, der historische und politische Mittelpunkt des Staates zu sein, machte Ansprüche, sein Dasein zu bethätigen. Alles wünschte Aenderungen, zeitgemäße Umgestaltung, aber innerhalb der schwarzen Schranken durfte niemand diesen Wunsch zur Sprache bringen. Es gab, ein paar wortfarge Regierungsblätter ausgenommen, gar keine politischen Zeitungen; sie wurden nicht geduldet. Das Unbehagen war allgemein. Man wollte sich den Bildungsverhältnissen Deutschlands nähern, die Unterthanenverhältnisse ummodelln, die Jesuiten zurückdrängen, das Lehr- und Bildungswesen von der Kirche emancipiren — aber wie sollte das geschehen? Es gab keine Tribüne für das gesprochene Wort, dagegen herrschte die Verpflichtung, jede Zeile, die in Druck gegeben werden sollte, der Censur vorzulegen. Schrieb diese unter das Manuscript: imprimatur, so konnte man sich daraufhin nach einem Verleger umsehen; schrieb der Censor damnatur, so mußte das Manuscript für alle Zeiten begraben bleiben.

In dieser Zeit wurden die „Grenzboten“ gegründet, um, was die Gemüther in Oesterreich drückte, zur Sprache zu bringen.

Man denke sich aber ja nicht, daß es nach unseren Begriffen ein revolutionäres Blatt war, etwa so, wie später Herzogs „Glocke“ oder Rocheforts Lanterne. Bewahre! Das hätte ebensowenig in den Tendenzen des Herausgebers wie des Redacteurs gelegen. Es war ein Blatt der guten Gesellschaft, von jenem gemäßigten Liberalismus, der damals in Deutschland alle Schichten durchdrang, es befließigte sich einer vornehmen Haltung. Die Oppositionsmänner, die in den Spalten der Zeitung ihr Herz entluden, waren kaiserliche Professoren, wohlbestallte Advocaten, theilweise auch Mitglieder des hohen Adels, der in den Ständekammern saß. Und sie schrieben eifrig und fleißig. Die Oesterreicher aber hörten bald, daß in Leipzig ein Organ existire, aus welchem man erfahren könne, was in Oesterreich geschehe, und alles verlangte nach den grünen Hefen. Sie wurden die allergefuchteste Lectüre.

Das Verbot ließ nicht lange auf sich warten. Die grünen Hefen mußten eingeschmuggelt werden auf heimlichem Wege; es gab nur ganz wenig Personen, denen es gestattet wurde, sie, wie man es nannte, *erga schedam*, d. h. mit dem Versprechen der Geheimhaltung und der Nichtweitergabe, zu beziehen. Nun war aber der Bücherschmuggel damals allgemein, die österreichischen Sortimentsbuchhändler hatten die größte Virtuosität darin erlangt. Wenn, was wöchentlich einmal geschah, die Bücherballen aus Leipzig auf dem Hauptzollamte eintrafen, um in Gegenwart des Censors, dem ein Polizeicommissar beigegeben war, geöffnet zu werden, erschienen die Buchhändler in Ueberröcken voll heimlicher Taschen oder in talarähnlichen Mänteln und ließen mit einer Fertigkeit, die man nur durch Uebung erlangt, die verpönten Dinger verschwinden. Es war die Zeit, wo Julius Campe eine ganz auf Oesterreich gemünzte Litteratur auf heimlichen Wegen einzuführen wußte und Feuerbachs „Wesen des Christenthums“ mit dem Umschlag und dem Titel eines katholischen Gebetbuches nach Oesterreich importirt wurde. So lange die Welt besteht, wird man die Gewalt durch die List bekämpfen!

Allmählich war, theils gezwungen, theils freiwillig, um dem Censurdrucke zu entgehen, eine ganze Reihe österreichischer Schriftsteller ausgewandert und hatte Aufenthalt außerhalb des Vaterlandes genommen. Eduard Duller lebte in Darmstadt, Dräxler=Manfred in Wiesbaden, Karl Beck in Berlin, Schufelka in Hamburg. Francis Grund war bis nach Philadelphia gegangen. Aber alle, sofern sie in Deutschland lebten, hatten mit allerlei Drangsal zu kämpfen. Sobald die heimatische Behörde die Verlängerung des Passes verweigerte, stand es übel um sie. Sie sahen sich genöthigt, von Ort zu Ort umherzuirren und ohne feste Wohnstätte da und dort ihr Heil zu suchen.

Am liebsten zog man nach Leipzig. Es war noch immer ein Klein=Paris

und hatte große Vorzüge als Universitätsstadt und als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Die Regierung wußte, daß den Leipzigern ein bedeutender Theil ihrer Einnahmen von den zahllosen Fremden kam; so schonte man die Fremden, sie waren der Paßplackerei hier weit weniger ausgesetzt als sonstwo. Selbst zwischen Dresden und Leipzig waltete ein Unterschied ob. Dort, in der Nähe des Hofes, war man difficile, in Leipzig liberal. Und so wurde Leipzig das Coblenz der österreichischen Emigration. Eine ganze Anzahl österreichischer Schriftsteller lebte und wirkte hier, aber auch Wiener Spione trieben sich da umher, um auszuspähen, ob irgend ein mißliebiges Buch unter der Presse sei, und um womöglich dessen Erscheinen zu verhindern.

Es war im Herbst 1846, als ich, damals noch ein sehr junger Mensch, das Manuscript meines „Ziska“ in der Tasche, in Leipzig ankam, wo mein Freund Moriz Hartmann schon seit längerer Zeit lebte. Er und ich — wir beide hatten die Censur nie respectirt. Sie war uns wie Gefßlers Hut, den nicht zu grüßen wir für eine Ehrensache hielten. So lange wir in Oesterreich lebten, ließen wir unsere Verse und sonstige kleine poetische Erzeugnisse über die Grenze wandern, und da sie nur in Blättern erschienen, die nicht nach Oesterreich gelangten, blieben wir lange unbehelligt. Ich glaube, wir jungen Köpfe hielten damals diejenigen, die sich einer unserer Ansicht nach unwürdigen und unberechtigten Institution fügten, für gar keine rechten und eigentlichen Poeten, oder wir blickten auf sie, wie etwa wilde ungezähmte Elephanten auf solche Blicken, die den Palankin der Fürsten tragen. Das Institut der Censur erschien uns als ein geistiges Inquisitionstribunal.

Vorher war ich so gut wie unbeachtet geblieben. Nun aber durfte ich von meinem neuen Manuscript, das ich bei mir trug, nicht annehmen, daß es das Incognito bewahren werde. Es blieb mir nichts übrig, als damit über die Grenze zu gehen und das Weitere der Vorsehung zu überlassen.

Leipzig, das jetzt einen kalten und vornehmen Eindruck auf mich macht, erschien mir damals äußerst interessant, sogar romantisch. Der Charakter war damals noch der einer alten deutschen Stadt. Nun hatte ich auch Moriz Hartmann lange nicht gesehen, und wenn zwei Freunde einander wieder begegnen, die sich lange nicht getroffen, was giebt es da nicht alles zu erzählen! Es war eine Zeit, wo man der Idee lebte und derselben eine weltbewegende Gewalt zutraute. Jeder dachte: es muß bald anders werden, und hielt es für seine Pflicht, dazu zu thun, daß es also werde.

Ich hatte den Kopf voll Lectüre und wollte alle historischen Gebäude sehen. Ich wollte wissen, wo Gottsched und seine Gattin Adelgunde, die Ahnfrau aller schreibenden Frauen, gewohnt, wo der Studiosus Wolfgang Goethe logirt; sogar wo der fromme Christian Fürchtegott Gellert gewandelt und gefessen, war

mir nicht gleichgiltig. Wir gingen ins Rosenthal; es war im September, und das Wetter war noch außerordentlich schön; ich wünschte zu erfahren, wo der Ort sei, an welchem Schrepfer von den Geistern geholt worden war.

Ich machte viele Bekanntschaften. Ich lernte Heinrich Laube kennen, der unlängst Dramatiker geworden war; er hatte die Freundlichkeit, uns beiden jungen Leuten seine eben beendeten „Karlschüler“ vorzulesen. Ich sah Gerstäcker, den schon damals vielgereisten, der in seinem Zimmer in einer Hängematte zu liegen pflegte, den sanften und höflichen Maria Dettinger, der damals für den deutschen Paul de Kock galt, aber dabei gar sentimentale, thränenfeuchte Lieder dichtete; ich lernte den biedern Ernst Willkomm, den vornehmen Gustav Kühne und den längsten aller deutschen Schriftsteller, Friedrich Saß, kennen, dem es, wenn er ins Theater ging, immer passirte, daß ihm zugerufen wurde, er möge sich doch setzen, während er längst saß. Ich machte auch die Bekanntschaft Herlossohns, des talentvollen Romanschriftstellers und vortrefflichen Menschen, dem man schon nach fünf Minuten herzlich gut sein mußte, des Mannes, den der Wein, den er so liebte, immer trauriger stimmte, bis er endlich ganz in Wehmuth zerfloß, und der, wenn die Stunde, nach Hause zu gehen, endlich heranrückte, gar so schwer in seine Galoschen hineinkam. Endlich wäre noch Dr. Heltaus zu nennen, der Verfasser einer Weltgeschichte, die im Stile der nach ferniger und gedrängter Kürze strebenden Römer geschrieben war. Es wurden damals aus ihr im Kreise der Freunde viel komische Stellen citirt. Eine derselben ist mir noch im Gedächtniß; es ist die, wo er vom Sturze des Tarquinius berichtet: „Sie stritten im Lager über die Vorzüge ihrer Frauen. Bei dem nächstlichen Ritte trug Lucretia den Sieg davon.“

Ich wohnte in einem kleinen Gasthause, zur Stadt Wien (?) genannt, fast am Ende der Hainstraße. Der wackere Johannes Nordmann, der Dichter und Feuilletonist, jetzt Präsident der Wiener „Concordia“, war mir ein lieber Zimmernachbar. Ich hatte ein schönes, helles Erkerzimmer inne, von welchem man die Straße und die Leute, die sich unten tummelten, nach beiden Seiten übersehen konnte. Da stand ich stundenlang am Fenster.

Nach des Tages litterarischen Mühen suchte man das unterirdische Leben auf und traf sich bei Leckerlein oder in Auerbachs Keller. Der Ort der wahren Einkehr ist immer ein unterirdischer. Man suchte damals keine großen, eleganten Locale, man liebte das trauliche, enge, nachgedunkelte Stübchen. Dort, in der rauchgeschwängerten Atmosphäre, mundete der Wein und das „Töpfchen“ Baiertisch am besten. Da war auch der „Mobiskrug“, in einem gar engen Gäßchen, zu dessen Auffindung man die Führung eines wohlbewanderten Freundes nöthig hatte. Schon der Name wirkte anlockend, wenn man erst unlängst Friedrich Daumers „Geheimnisse des christlichen Alterthums“ gelesen und daraus erfahren

hatte, daß das geheimnißvolle Wort Nobisfrug keineswegs von nobis abzuleiten sei (locus, ubi potus nobis concessus), sondern jedenfalls von abis, abyssus, gleichbedeutend mit Abgrund, Krypte, Ort des Gräuels, Teufelswirthschaft, ein Ort, wo ehemals der altchristliche Opferpriester mit dem geschwärzten Gesichte gewaltet.

Kuranda war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Redacteur. Er war mehr der Kapellmeister der „Grenzboten“, der das Zustandekommen eines Programms von schöner Abwechslung, das gute Ensemble und die tadellose Ausführung überwachte, weniger ein executirender Künstler; selten griff er selbst zur Geige. Seine Artikel schrieb er mit großer Sorgfalt, und sie waren so elegant wie seine Erscheinung. Er redigirte eigentlich auf Reisen, bald von da, bald von dort aus und wohnte auch jetzt im Hotel de Bavière, wo der König aller Wirths, der treffliche Redslob waltete. Kurandas Auge wachte über jeder Nummer mit zärtlicher Sorgfalt, und er sprach am liebsten davon, was das letzte Heft enthalten habe oder das nächste bringen werde. Er war mit ganzer Seele bei der Sache. Man konnte es ihm auf dreißig Schritte ansehen, wenn wieder einmal eine Feder ersten Ranges ihm ein Manuscript eingesandt. Dann trug er sein Haupt mit besonderem Schwunge, die Hand führte noch fecker als sonst das zierliche Stöckchen, die Augen strahlten von siegreichem Feuer. Er hatte damals etwas von einem kleinen provencalischen Troubadour, und das war er auch in der That. Auf seinem Zimmer, ganz allein, pflegte er die Guitarre zu spielen, er besaß auch eine angenehme Tenorstimme.

Die „Grenzboten“ hatten mehrere Gefänge meines „Biska“ gebracht, der gleichzeitig bei dem Verleger derselben, gedruckt wurde; sie fanden vielfach Anerkennung. Ich mußte aber auch den Vorwurf hören, daß ich mich auf die Seite der Hussiten gestellt und den Feinden der deutschen Sache das Wort gesprochen habe.

Als mich Dr. Haltaus einmal darüber zur Rede stellte, erwiederte ich ungefähr folgendes: „Was ist mein Buch? Schließlich doch ein historisches Gedicht, die Darstellung dessen, was sich zwischen 1419—1424 in Böhmen zutrug. Sie, als Geschichtskenner, werden es am besten wissen, daß es Vorgänge malt, die von Bedeutung für die Welt waren und die sich so zugetragen haben, wie ich sie schildere. Ein berechtigtes Gefühl — Erbitterung über eine Gräueltthat, die Verbrennung Hussens — bringt die Seele eines Volkes in Aufruhr. Inmitten dieses Aufruhrs stirbt der König, und das Land ist sich selbst überlassen. Eine starke Persönlichkeit, durch ein persönliches Erlebnis, die an seiner Schwester verübte Schmachthat hereingezogen, stellt sich an die Spitze, vermag aber nicht, die Bewegung zu beherrschen. Sie wächst über ihn hinaus. Im Volke verbreitet sich der Wahnglaube, daß das Weltende nahe und das jüngste

Gericht. Der Mann an der Spitze muß weiter gehen, als er will, muß vorwärts gehen, weil er nicht mehr rückwärts kann. Auf Lator begründen sie eine communistische Ordnung, die den Keim der Vernichtung in sich hat; sie muß alles gegen sich aufbringen. Nun sind vier Parteien da: die königliche, die gemäßigte in Prag, die Partei Biskas, die Partei der Halbverrückten, die über ihn noch hinausgehen. Der Führer muß gegen die Stadt ziehen, die er zweimal gerettet, macht aber Frieden vor diesem Neufürsten. Wäre das alles kein poetischer Vorwurf? Ich bedaure nur, daß mir die Kraft gemangelt, das alles, wie ich es vor mir sah, zu malen. Nur den Anfang, nicht das Weitere vermochte ich, wie ich es gewollt, zu dramatischem Verlaufe zu gestalten. Daß ich auf den Stoff gerathen, ist wahrlich kein Wunder. Jahrelang sah ich allabendlich den Berg im Abendroth erglühen, der heute noch den Namen jenes Führers trägt.“

So etwa sprach ich; ob es mein Gegenüber belehrte, weiß ich nicht. Ich bin nicht lange in Leipzig geblieben. Nach Erscheinen meines Buches war meines Bleibens dort nicht mehr.

Ein Jahr noch fuhren die „Grenzboten“ fort, österreichische Angelegenheiten zur Sprache zu bringen. Die Bedeutung des Blattes war im Steigen, in immer größeren Massen wanderten die grünen Hefte über die Grenze.

Da kam das Jahr 1848 heran. Immer sturmvoller wurde die Gewitterluft, die den Horizont umzog; endlich schlug es ein. Das alte System abdicirte, Metternich fiel. Es war eine große Stunde für Oesterreich. Die bäuerlichen Verhältnisse sollten andere werden, die Zeit der Jesuiten schien vorüber, die Censur hatte aufgehört. Das Wort war freigegeben, in allen Hauptstädten des Kaiserstaates tauchten Organe einer freiheitlichen Presse auf, die exilirten Oesterreicher kehrten heim.

Mit klarem Blicke hatte Kuranda eingesehen, daß die erste Phase der „Grenzboten“ vorüber sei. Er gab die Redaction ab, Gustav Freytag und Julian Schmidt traten ein. Die Oesterreicher räumten den Platz, die Preußen bezogen die Festung.

Die Venus von Milo.

Von Veit Valentin.

Das große Kunstwerk hat das Vorrecht, der Betrachtung immer neue Seiten, der Freude am Schönen immer erhöhten Genuß darzubieten. Dieser Vorzug soll ihm nicht geschmälert werden; dennoch hat die Wissenschaft die Pflicht, der oft nur allzuregen Phantasie Bügel anzulegen und dem Kunstwerke